



HAL
open science

Kritische Philologie und Interpretation.

Denis Thouard

► **To cite this version:**

Denis Thouard. Kritische Philologie und Interpretation.: Am Beispiel von Christoph König. *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 2023, 97, pp.255-266. halshs-04100911

HAL Id: halshs-04100911

<https://shs.hal.science/halshs-04100911>

Submitted on 20 Oct 2023

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

Denis Thouard (CNRS)

Kritische Philologie und Interpretation. Am Beispiel Christoph Königs*

Summary

Die Übertreibungen bei der Textinterpretation der letzten Jahrzehnte haben die literarische Hermeneutik, ja die Philologie überhaupt in Misskredit gestellt und die Fokussierung auf andere Dimensionen der Literatur als den Sinn befördert. Dabei bleibt die Frage, ob eine strengere Praxis der Interpretation nicht immerhin den Kern der „Literaturwissenschaft“ sowohl als der „Geistgeschichte“ ausmacht. Dies wollen wir prüfen anhand der Rekonstruktion der kritischen Philologie, die Christoph König in Anspruch nimmt.

Die Aufmerksamkeit, die in den letzten Jahren in immer größerem Maße den Umständen sowohl der literarischen Produktion als auch der Historisierung der Kategorien und der Praktiken der ›Literatur‹ gewidmet wurde, haben eine vielen willkommene Desakralisierung der Literatur nach sich gezogen. Die Wissensgeschichte, die Mediengeschichte, die kritische Reflexion von Kanon und Korpus, das ›distant reading‹ (erleichtert durch ›big data‹), die Wiedereingliederung des Werks in ein soziales und kollaborierendes Umfeld im Gefolge der Schriften von Howard Becker über die Kunst, ebenso die politischen Zugänge, die den

* Eine erste Fassung dieser Rekonstruktion der Aufgaben der Philologie auf der Grundlage der Arbeit von Christoph König wurde auf dem Workshop *Principes, histoire et résistance d'une pratique de l'herméneutique critique : Journée d'études autour des travaux de Christoph König* am 12.5.2022 in Paris vorgetragen. Ich stütze mich im Folgenden vor allem auf die ›Trilogie‹: *Hofmannsthal. Ein moderner Dichter unter den Philologen*, Göttingen, Wallstein, 2022 (=Hofmannsthal); « *O komm und geh* ». *Skeptische Lektüren der « Sonette an Orpheus*“, Göttingen, Wallstein, 2014 (=Rilke); *Zweite Autorschaft. Philologie, Poesie und Philosophie in F. Nietzsches „Also sprach Zarathustra“ und „Dionysos-Dithyramben“*, Göttingen, Wallstein, 2021 (=Nietzsche).

poststrukturalistischen Verdacht gegen die untersuchten Werke in Richtung eines schlechten kolonialen Gewissens verlängern, eines Unbehagens angesichts der Unsichtbarmachung der Frauen oder der Perpetuierung ererbter Machtstrukturen – all das hat die zeitgenössischen Leser misstrauisch gemacht gegenüber den Größen, denen die ›Dekonstruktion‹ unter der Hand weitgehend ihre Berechtigung entzogen hat. Der Stil, der Autor und seine Intention, die Kohärenz eines Werks, der Begriff selbst eines Werkes, bis hin zur Möglichkeit einer Interpretation, die nicht beliebig ist und also lohnt bestritten zu werden – alle diese höchst diskussionswürdigen Vorstellungen sind Zugängen gewichen, deren Kennzeichen im Wesentlichen die Ablehnung der Interpretation (weil alle Interpretation riskant sei) oder die träge Anwendung einer präexistenten Lektüre sind. Entweder man unterzieht sich nicht mehr der Mühe, eine vorgeschlagene Interpretation zu begründen, da ja alle Interpretationen berechtigt seien, oder man vermeidet sorgfältig zu interpretieren und zieht es vor, sich für das Nebensächliche zu interessieren, die Parerga, die ›Bedingungen‹ und den Kontext.

Unter diesen Umständen ist es nützlich, ernsthaft nach der Möglichkeit einer ›Literaturwissenschaft‹ zu fragen, die zugleich eine ›Geistesgeschichte‹ sei, oder anders einen Zugang zu Texten zu suchen, der sich nicht weigert eine Interpretation zu sein, sondern vielmehr deren Herausforderung annimmt. Das schlagen wir im Folgenden vor und stellen anhand der Forschungen von Christoph König eine exemplarische Position vor.

(1) Lektüre eines Lesers

Christoph König situiert die Philologie zwischen Wissenschaft und Kunst. Genauer gesagt, schreibt er sie ein in ein Dreieck von Philologie, Poesie und Wissen. Neben einem Ensemble von Gemeinschaftsunternehmungen, die er initiiert hat und die hauptsächlich den institutionellen Aspekten der literarischen causa

gelten,¹ steht eine ›Trilogie‹ von Büchern, die drei Autoren gewidmet sind. Neben dem philologischen Wissen in seiner institutionellen Verfasstheit, behaupten sich die Kunst, die Dichtung, die Kreativität, die einen Umsturz der Regeln bewirken. Die Aufmerksamkeit, die Celan und noch mehr Rilke gilt, treibt diese Dimension erst recht ins Profil. Beide zusammen ergeben eine Definition der Philologie. Einer Philologie, die vor allem hermeneutisch gedacht ist, also philologisch, getragen von einem Bewusstsein für die Erkenntnisgrenzen, die der Wissenschaft gezogen sind, belebt von der Reflexion über die eigenen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten.

Auf der einen Seite haben wir es zu tun mit einer Dreieckskonstruktion diskursiver Instanzen: Philologie, Poesie, Wissen (oder eigentlich: Philosophie), auf der anderen Seite mit einer Trilogie: Hofmannsthal – Rilke—Nietzsche. Wie geht man um mit diesen zwei Pyramiden, einerseits der Wissenschaftsgeschichte, andererseits der strengen Auslegung? Die beiden Zugänge führen zu zwei Merkmalen philologischer Aktivitäten, wie Christoph König sie praktizieren und reflektiert: Sie erläutern seine neue Definition von Philologie, die genau diese Merkmale verbindet. Die wissenschaftskritischen Kapitel in seinen Büchern haben eine systematische Verbindung zu den Lektüren darin. Seine ›Philologie‹ gehört in eine Tradition von Arbeiten im Sinn der kritischen Hermeneutik (oder der kritischen Philologie²), entwickelt ihre Eigenständigkeit jedoch entlang des innovativen Gedankens der ›Zweiten Autorschaft‹. Nietzsche, aber auch Goethe sind die Beispiele für eine solche zweite Autorschaft.

¹ Seine Forschungen nehmen zwei Wege. Zunächst eine immense historisch-kritische Arbeit über die Entstehung philologischen Wissens und der Disziplinen, die es definiert haben ; einerseits das Lexikon über die ›Germanisten‹ weltweit : *Internationales Germanistenlexikon 1800-1950*, Berlin, de Gruyter, 2003, andererseits die Zeitschrift «*Geschichte der Philologien*» über die Geschichte der Disziplinen (zunächst der Germanistik) und als Ort allgemeiner Reflexion über das philologische Anliegen. Eine große Zahl meist in Kooperation herausgegebener Sammelwerke, darunter : *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1925* (1993), *Zeitenwechsel* (1996), *Konkurrenten in der Fakultät* (1999), *Das Potential europäischer Philologien* (2009), *Lektüre und Geltung* (2020), um nur einige wenige zu nennen.

² Chr. König, « Kritische Philologie heute“, in: Jörg Schönert (Hg.), *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, Stuttgart, Metzler, 2000, S. 317-335.

(2) *Sekundarität in einer ersten Analyse*

Was ist ein zweiter Autor? Was ist, vor allem, die Sekundarität?

Die hier vorgeschlagene Hypothese lautet, dass der Begriff der Sekundarität imstande ist, die philologische Arbeit zu bestimmen, ja die Philologie selbst. Wie ist das zu verstehen?

Der Leser hängt von dem ab, was er liest. Die Philologie vom Geschriebenen. Der Leser folgt nach, er kommt danach, als zweiter. Darin liegt eine erste Annäherung an die ›Sekundarität‹. Der Leser schreibt sich in einen Raum ein, der vom Werk vorgegeben und definiert ist. Zuerst der Dichter, dann der Leser, der Philologe. *Philologie der Poesie*. Der Kritiker tritt auf im Danach, er kommt auf das Werk zurück, das war, er befindet sich in der Bewegung der Re-flexion, er kehrt darauf zurück, was stattgefunden hat, um wieder aufgenommen zu werden, in der Ordnung des Bedeutens, des Gehalts, der Ausrichtung.

In dieser ersten Auffassung der kritischen Arbeit gibt es zunächst eine Abhängigkeit, die *zeitlich* ist im Sinn der Abfolge, der Leser kommt ›als Zweiter‹, die aber auch *axiologisch* ist, insofern der Kritiker eine Tradition erschließt, nämlich die seinige, der er unterworfen ist. Er arbeitet an der Aneignung einfachen Besitzes.

Das Verhältnis zwischen Leser und Werk bleibt prinzipiell asymmetrisch. Man verlässt die Zeit des Schöpferischen, um – in der Rekonstruktion der historischen Kreativität – in die Interpretation einzutreten, die Korrektur, den Kommentar. Die Sekundarität wird von einem radikalen Bruch zwischen einem Davor und einem Danach markiert. Die ursprüngliche Kontinuität der Kreativität ist aufgegeben.

Die zeitliche Abfolge gibt sich als Zäsur. Das Nachfolgende erweist sich als trennend, *abschneidend*, gemäß der Anziehungskraft des *secare*.³ Das ist die Voraussetzung der Objektivierung. *Die Trennung eröffnet die Zeit der Kritik*. Ein Diskurs bildet sich, indem er sich auf einen anderen bezieht, der er nicht ist. Er bildet sich in der Abwesenheit, ja auf der Grundlage der Abwesenheit dieses Anderen. Er beruht auf der Trauer um dieses Andere, das nur mehr wiederhergestellt werden kann, wiedergefunden, wiedererweckt im Medium der Reflexion. Das Paradox der kritischen Erfindungskraft besteht darin, einen Diskurs auf der Grundlage eines ersten, abwesenden Diskurses zu beginnen. Er stützt sich auf eine erste Trauer, und nährt sich von der Untröstlichkeit in dieser Trauer.

Die Sekundarität als Bedingung der Kritik setzt also eine eindeutige Bestimmtheit voraus, weil die erste Schrift frei ist zu gehen, wo immer sie will, während die zweite Schrift grundsätzlich von der Richtung angewiesen wird, die die erste genommen hat. »Das Erste steht uns frei, beim Zweiten sind wir Knechte« (Faust, V. 1411). Der kritische Diskurs wüsste selbst nicht zu beginnen, von sich selbst aus, doch seine schiere Möglichkeit liegt im Verzicht auf ein eigenes Beginnen. Er akzeptiert diese Bedingung der Sekundarität. Christoph König spricht von »*Zwangslektüre*« (Rilke, 31).

In der Trennung vom ersten Diskurs, den er wägt, sieht sich der Kritiker in einer Sekundarität in einem noch anderen Sinn. Er hängt vom Werk ab, doch besitzt er den Vorteil der Reflexion. Er hebt das Werk auf das Niveau der Reflexion, von dem es womöglich nichts weiß (die dem ersten Autor möglicherweise »unbewusst« war). Er vergrößert das Werk, mehr als dass er es sich aneignet. Er kehrt das Abhängigkeitsverhältnis, das entscheidend schien, um.

³ Die analytische Arbeit des Lesers wie des Philosophen ist seit Platons *Phaidros* (266a) mit dem Schneiden in Verbindung gebracht, ebenso mit dem *recte secare* von Paulus in dem *Brief an Timotheus II*, 15 – das *orthotomein*, das *recte secare* wird eine entscheidende Bedeutung in den Anfängen der Hermeneutik gewinnen, vgl. Lutz Danneberg, « De Orthotomia », in : *Die Anatomie des Text-Körpers und Natur-Körpers*, Berlin, Boston, 2003, S. 204-225.

In dieser Hinsicht hat der Kritiker auf eine bestimmte Weise am Werk selbst Anteil, und zwar innerhalb einer Struktur, die die deutschen Romantiker mit großer Klugheit aufgedeckt haben. Der Kommentar folgt dem Werk, er kommt ihm zu Hilfe, er vervollständigt es und setzt es fort. Das Werk führt sich in seinem Kommentar fort. Es ist strukturell gegenüber der Reflexion offen, nicht geschlossen, sondern angewiesen auf dessen hermeneutische Wiederaufnahme – nicht weniger als eine Musikpartitur.

Die Sekundarität meint also, nach dieser ersten Analyse, ein doppeltes Verhältnis der Kritik zum Werk: eine Trennung und eine Ergänzung.

Dabei eröffnet die Sekundarität keinesfalls eine unbegrenzte Reihe. Im Unterschied zu ›zweitens‹ verweist das ›sekundär‹ im Französischen (mehr noch als im Deutschen) auf eine Doppelstruktur. Die Reihe kommt zum Halt. Wenn etwas sekundär ist, gibt es kein Drittes. Es sind letztlich zwei ohne drei. Die Struktur ist also geschlossen: Die Reflexion gibt es als Wiederaufnahme und Verdoppelung. Diese Reflexion begünstigt die Intensität, eine ›intensive Lektüre‹. Sie zerstreut sich nicht nach außen hin, in der Ausdehnung. Gerade die Konfrontation mit ihrem Gegenstand gibt der kritischen Methode die Strenge, die von der Norm des interpretierten Texts aufrechterhalten wird.

Um diesen ersten Bezug zur Sekundarität zusammenzufassen, die den Raum einer reflexiven philologischen Praxis definiert – auf ihre Weise eine Weiterentwicklung der kritischen Hermeneutik, die Peter Szondi und noch anders Jean Bollack entworfen haben – können wir auf die ersten Überlegungen von Friedrich Schleiermacher zur Hermeneutik zurückgreifen:

»*Wer seine philologische Unschuld verloren hat, kann auch für das gewöhnlichste nur in der philologischen Wissenschaft Heil finden.*«⁴

Liest man Christoph König, gewinnt man die Überzeugung, dass dies nicht nur für den Kritiker gilt, sondern auch für die Autoren selbst. Die Sekundarität ist

⁴ F. Schleiermacher, *Vorlesung zur Hermeneutik und Kritik* (1805), hrsg. W. Virmond, KGA II/4, S. 45.

auch ihre Angelegenheit. Oder wie es Peter Szondi in der Prägnanz formuliert hat, die ihm eigen war: Das Naive ist das Sentimentalische.

(3) Die Kategorie der Sekundarität

Um die Tragweite des Begriffs der ›zweiten Autorschaft‹ zu fassen, der die Sekundarität ins Zentrum des Verständnisses rückt, das Christoph König für die Philologie entwickelt, ist es nützlich, einen Umweg über den Pragmatismus zu nehmen. Denn das Interesse des Interpreten für den ›Neopragmatismus‹ wird spätestens seit dem ›Rilke‹-Buch deutlich, in einem weiten Verständnis, das gerade einen untypischen Autor wie Ralph Waldo Emerson einschließt.

Tatsächlich finden wir bei Charles Sanders Peirce eine bestimmte Analyse der Sekundarität.

Zu Erinnerung: Peirce unterscheidet in seiner »Phänomenologie« (die auch »Phaneroskopie« genannt wird) drei Grundkategorien unserer Wahrnehmung der Welt. Die erste ist schlicht die »Fähigkeit zu sehen, was ins Auge springt«, also eine rein qualitative Wahrnehmung der Welt, in ihrer *Stimmung*, die er *Feeling* nennt. Sie ist unmittelbar, ein Eintauchen.

Die zweite Kategorie ist im Gegensatz dazu eine Kategorie des Einbrechens des Kontrasts, der Gegensätze, des Streits. Hier spricht Peirce von der »Fähigkeit einer resoluten Unterscheidung, die sich wie eine Bulldogge an dem einzelnen Zug festbeißt, den wir gerade untersuchen, ihn überall aufspürt, wo er sich festsetzt, und ihn in allen Verkleidungen entdeckt.«⁵ Die Sekundarität ist nach Peirce eine dynamische Instanz, die Einsicht in einen Schock, der aus der Erfahrung kommt.

⁵ C. S. Peirce, *Pragmatism As a Principle and Method of Right Thinking: The 1903 Harvard Lectures on Pragmatism*, zitiert nach Peirce, *Selected philosophical writings 2 (1893-1913)*, Bloomington, Indiana U. Press, 1998, S. 147.

Schließlich führt Peirce drittens eine dreigliedrige Relation ein, die eine Zeichenlogik ist und uns Zugang zum Denken und zur Bedeutung gibt.

Diese Kategorien werden auf vielfache Weise in der Durchführung komplexer, indem sie sich untereinander verdoppeln. Vor allem die konfliktuelle Dimension der Sekundarität interessiert uns hier: Sie lässt einen Gegensatz entstehen, lässt etwas Besonderes sich abheben und erlaubt so, ein hermeneutisches Problem zu stellen. Dass gegensätzliche Elemente in ein bedeutsames Verhältnis zueinander gebracht werden, eröffnet eine große Bandbreite von Handlungsweisen – doch entscheidend ist die Konstruktion eines Gegensatzes, die allein den Sinn ermöglicht.

Diese Beachtung des Konflikts und seiner Konstruktion ist beständig. Es ist der Moment der Unterscheidung, nicht im Sinn Bourdieus, sondern in dem Sinn von Hölderlin, den Szondi aufgreift: *unterschiedenes ist gut*.

Jenseits einer manchmal polemischen Ader, die sich freilich deutlich von der Häme abgrenzt,⁶ und die ein eigenständiger, wenn auch eher nebensächlicher Zug seines Schreibens ist, prägt Christoph König seine kritische Arbeit nach Maßgabe einer prinzipiell gegensätzlichen Struktur – gerade auch in dieser Hinsicht kann die Hermeneutik kritisch sein.

Die zwei ersten Kategorien von Peirce lassen sich auf die hermeneutische Situation beziehen, namentlich auf die Unterscheidung zwischen Hermeneutik und Kritik, die August Boeckh mit letzter Klarheit formuliert hat: Die Hermeneutik ist für Boeckh das Eintauchen ins Werk, ohne eine weitere Distanz als diejenige, die sich allmählich im Verstehen des Werks aus sich selbst ergibt, *interpretes sui*; und die Kritik ist die Betrachtung, der Vergleich, das Urteil über die Echtheit hinsichtlich eines Korpus bzw. die auf den Kanon bezogene Übereinstimmung, ein Urteil über das ästhetische Gelingen hinsichtlich einer Norm. Die Interpretation zieht abwechselnd diese beiden Hinsichten heran, das Eintauchen wie die

⁶ Christoph König, *Häme als literarisches Verfahren*, Göttingen, Wallstein, 2008.

Objektivität. Die kritische Distanz richtet sich auf das Äußere und geht die einschlägigen Stellungnahmen durch, die Voraussetzungen des Verstehens, wie sie in einer Geschichte der Interpretationen sich zeigen, also die Konflikte der Interpretationen, wo immer man sich beteiligen muss. Aber diese Konflikte lösen sich nur nach dem Kriterium des Werks oder der in Frage stehenden Texte auf. Sie allein erlauben das Urteil über die verschiedenen Zugänge. Damit sind aber das erste Verstehen und dessen Ausarbeitung in einer expliziten Interpretation die Grundlagen der kritischen Methode. Wir kennen diese methodische Aporie, die man seit Friedrich Ast den ›hermeneutischen Zirkel‹ nennt.

Die Sekundarität als Schock und als Kampf ist eine zentrale Dimension der philologischen Arbeit. Die Kritik stellt sich dem Werk, das sie durch ihre Interpretation konstituiert, und sich stellt sich wenn nötig gegen andere Versionen des Werks, die in Konkurrenz vorgeschlagen werden. In einem Konflikt der Interpretationen steht das »bessere« Verständnis des Werks auf dem Spiel, das nicht unbedingt das »richtige« ist (das es vielleicht gar nicht gibt), das aber den Kampf gegen die anderen hermeneutisch aushält. Wer sich für seine eigene Lektüre einsetzt, muss zeigen können, was in den anderen Lektüren unzureichend ist.

Freilich stellt sich die Struktur, die zu diesem Interpretationsstreit führt, mit dem Erscheinen des Werks selbst ein, seitens der Kreation, die nur dem Anschein nach »unmittelbar« ist. Ein sprachliches Kunstwerk unterscheidet sich von seiner Umgebung, anderen Werken, seien sie Rivalen oder Vorgänger, die seine Gesprächswelt bilden. Das Werk entsteht, um seinen inselartigen Charakter zu bekräftigen. Es schafft so einen Unterschied zu seiner Umgebung. Sie existiert *vor allem sekundär*, kritisch, reflektiert.

Wenn für den Kritiker das Werk zunächst unmittelbar gegeben ist, sodass er darin – sogar mit Gewinn für ihn selbst – eintauchen kann, so zeigt das Werk seine kritische Macht erst dem, der die kritische Distanz bedenkt, die es gegenüber seiner Umgebung geschaffen hat. Das Spiel von Primarität und Sekundarität ist

im Werk selbst zu beobachten. Das Spiel verdoppelt sich mit dem Eingriff des Lesers. Im Wechsel von Hermeneutik und Kritik erhält man ein Werkzeug an die Hand, das die erste Interpretation, die das Werk unternimmt, seine kritische Dimension und seine eigene *Reflexivität*, zu fassen erlaubt, und das sie ausstellt, vergrößert und daraus, zum Quadrat, das Ziel der eigenen Interpretation macht.

Der Ort der Trennung ist der Buchstabe, die Schrift als Fixierung der Unterschiede. Sie erlaubt die Reflexion.⁷ Macht sie sich selbst zum Gegenstand, begünstigt sie das Entstehen eines Subjekts. Ja, sogar von zwei Subjekten, einerseits des Interpreten, der seine Arbeit zum Text hin engagiert aufnimmt, und andererseits des Texts, der eine partikulare, einzigartige Gestalt aufweist, die nicht als zufällig gelten kann, und der damit mit Anspruch, so gering der auch sein mag, eine Absicht unterstreicht, die auf ihre Weise eine Subjektivität bezeugt. Es ist eine Subjektivität, die nur vom Text her möglicherweise zu rekonstruieren ist.

Lesen wir den Eingangssatz zum Rilke-Buch: »Große Gedichte sind wie Subjekte, ebenso entschieden wie selbständig, und sie erheben den Anspruch, gemäß ihrer Eigenart gelesen zu werden.« (Rilke, 11)

Lesen wir genau: Wie Subjekte. Die Gedichte sind wie Subjekte. Genau genommen bedeutet das: Sie sind keine Subjekte, aber zeugen zweifelsfrei von einer Handlung des Entscheidens und der Auswahl, die selbst das Werk eines reflektierten Urteils ist, das Werk einer vorausgehenden Subjektivität. Die Gedichte sind keine Subjekte, aber sie verweisen direkt auf etwas wie eine Subjektivität. Sobald man sich an die Entzifferung der Gedichte macht, ist es notwendig, mit dieser anderen Instanz zu rechnen. Ein *indirekter* Dialog entsteht, zwischen dem Leser und der Instanz, die er als Subjekt des Gedichts rekonstituiert, als Subjekt, das das Gedicht geschaffen hat. Man kann zu dieser Konstruktion gelangen,

⁷ Ein mündliches poetisches Werk vermag gleichfalls, die Formen abzuheben und durch ein Spiel der Gegensätze, das sie einrichtet, die Bedingungen einer Reflexion zu schaffen. Um die Differenzen angemessen zu behandeln fehlt aber hier der Platz..

wenn man sich an die Maxime *textus interpret sui* hält, die von der Reflexivität zeugt, die zu interpretieren ist.

Man könnte natürlich für alle Sozialwissenschaften verallgemeinern, dass sie es immer mit etwas zu tun haben, das von einem Subjekt zeugt. Das ist ein Gedanke, den für die Soziologie vor allem Georg Simmel stark gemacht hat. Aber in den Textwissenschaften ist es schwieriger, zu einer solchen rekonstruierten Subjektivität zu gelangen. Christoph König schlägt eine »ethische Entscheidung« und eine »Solidarität« (Rilke, 12 und 156) vor, die dem Interpreten zugunsten eines Textsubjekts abverlangt wird. Inwieweit ist eine solche „nicht-diskursive Bereitschaft“ notwendig? Haben wir es mit den Bedingungen einer wirksamen Solidarität zu tun, oder handelt es sich schlicht um die Reformulierung des Prinzips der Billigkeit, also einer formalen Bedingung des hermeneutischen Projekts? Tatsächlich wird versucht, zwei Arten der Willkür im Umgang mit Texten auszuschließen, denen er in der Wissenschafts- und Kulturgeschichte häufig begegnet – der *Exegese* (die die Werke für einen Zweck in Verwendung nimmt) und die *Theorie* (die von philosophischen Annahmen vor der Lektüre ausgeht). Für die Lektüre selbst (die jenseits der äußeren Entscheidungen, gegen die sich die Ethik richtet, sich vollzieht) gelte, dass die Anforderung, die der Text dem Leser gegenüber erhebt (will er den *Leser* sein), eine Norm sind, die die Lektüre orientiert, aber die – das ganze Paradox der Hermeneutik liegt auf dem Tisch – keine andere Existenz als in der Rekonstruktion besitzt, die der Leser jener anderen Subjektivität unternimmt, deren Zeichen der Text in sich trägt.

Wenn wir auf diese Weise das grundsätzliche Verhältnis von Text und Interpreten als »kritische Beziehung« (Starobinski) bezeichnen, haben wir nur einen Teil der Problematik umrissen. Denn der Kritiker ist kein Autor, die Trennung zwischen beiden fundamental. Nichts schließt umgekehrt aus, dass der Autor – auf seine Weise – auch Kritiker sein kann. Ist der Dichter nicht Philologe? Sein Urteil über Wörter, seine Reflexion über die Arten des Sagens, sein Bewusstsein für die Historizität der Formen und Vermittlungen, alle impliziten Kenntnisse,

die seine Praxis voraussetzt – sie bezeugen das Philologische, zumindest eine erweiterte Philologie.⁸ Wenn wir verstehen wollen, was mit der »Zweiten Autor-schaft« gemeint ist, müssen wir auch diese Aspekte berücksichtigen. Ungeachtet aller grundsätzlichen Trennung zwischen dem Dichter und seinem Leser, die das Schöpferische der Interpretation entgegenhält, lässt sich mit guten Gründen vom Dichter als Philologen sprechen. Allerdings in einem ganz anderen Sinn als dem *poeta doctus* oder besser: dem philologischen Dichter.

Die Sekundarität des Interpreten wäre also die Reflexion dieser ersten Reflexion, ihr Einbeziehen in die Sprache der Analyse.

(4) Sekundarität und Reflexivität

So lässt sich also die Logik einer kritischen Philologie beschreiben, die beansprucht, das kritische Potential der Werke aufzunehmen, zumindest die Reflexion, von der diese zeugen, zu würdigen, seien sie archaisch oder scheinbar allein traditionell.⁹ Diese Position kann besonders fruchtbar sein, insofern sie die Relevanz von Werken aus der Vergangenheit würdigt, die »zu uns sprechen«, weil sie eine Geste der Freiheit, des sich Losreißen von der Wiederholung der Traditionen vorführen. Sie neigt zugleich aber dazu, den Kanon der untersuchten Texte einzuengen, ja einen beschränkten Kanon zu bestimmen. In wessen Namen?

Möglicherweise – das sei als Hypothese formuliert – versetzt sich die Methode von Christoph König im Namen der Sekundarität in einen komplexen Raum, wo das Wissen, die Kreativität und die Institution den Ton angeben. Die kritische Philologie, die von der Textpraxis ausgeht, setzt verschiedene Vermittlungen voraus, sie bewegt sich in einem Raum, der von Reflexion und Wissen gesättigt ist; es wäre die Literatur, die sich seit dem 19. Jahrhundert institutionalisiert hat. Die

⁸ Das bedeutet der Titel *Philologie der Poésie*, verstanden im genetivus subiectivus.

⁹ Dieser Forschungsrichtung widmen sich vor allem Jean Bollack, Pierre Judet de La Combe, und einzelne Aspekte scheinen wieder auf bei Peter Szondi, Adorno oder Walter Benjamin.

Autoren, um die es geht, sind gelehrt (Goethe!), haben eine Universität besucht, stehen in Verbindung mit Philologen (Hofmannsthal), ja sind selbst Philologen in einem professionellen Sinn (Nietzsche) – kurz, ihre Werke bieten die Voraussetzungen einer Reflexion, die symmetrisch zu der steht, die der Kritik dort freilegen kann, wenn sich diese Symmetrie und diese doppelte Reflexion in einen Rahmen einschreiben, der genau aus Gründen der Sekundarität eine konstitutive Asymmetrie voraussetzt. Ein Verhältnis der Spiegelung, ja einer *mise en abyme*, die eine bestimmte Affinität zwischen Kritiker und Objekt nahelegt. Die Verbindung zweier Subjekte vollzieht sich in einem bestimmten, grundlegenden Einverständnis. Christoph König stellt prinzipielle Kriterien zusammen, die das Feld der kritischen Hermeneutik umzirken, die in der Praxis begründet ist, die er entwickelt. Damit wirft er die Frage einer »kritischen Philologie« auf, wie sie in einer umfassenden Hinsicht zu stellen wäre. Inwiefern ist das Korpus der Kritik mit Recht abhängig von der kritischen Ausrichtung der Werke selbst? Was tun mit dem traditionellen Korpus, den konservativen Werken, die keine Innovation und noch weniger die Freiheit oder den Stil beanspruchen? Sind sie also ohne Berechtigung? Wie unterscheiden zwischen den Guten und den Schlechten, wenn die Interpreten sich auf politische oder ideologische Ansprüche beziehen? Für die Werke der Antike ist dieser Zugang wenig sinnvoll, während er für die jüngeren Autoren unvermeidlich scheint. Der Zirkel der Reflexion setzt voraus, dass die Reflexivität des Kritikers schon wirksam sei im Werk, womit automatisch Werke, die weniger oder gar nicht kritisch sind, ausgeschlossen wären. Christoph König bevorzugt zwar die schwierigen Werke, doch sieht er Abstufungen zwischen zwei Polen vor, deren einer mit den von Schleiermacher so genannten »Wettergesprächen« gekennzeichnet ist – hier wäre keine Interpretation nötig. Wenn also die Wahl des Gegenstands, mit dem man sich solidarisch zeigen will, »nichtdiskursiv« (Rilke, 12) ist, dann entsteht das ethische Engagement für einen Autor aus dem hermeneutischen Zugang, der erst die Subjektivität erweist, die es zu verteidigen gälte. Ethisch ist also hier die Solidarität mit einer literarischen Freiheit,

nicht die mit einer bestimmten ideologischen Position. So darf sie sich auf die hermeneutische Arbeit stützen, die von Texten und deren intensiver (ja »richtiger«) Lektüre ausgeht.

Denken wir nochmals, bevor wir zur »Zweiten Autorschaft« weitergehen, über die philologische Praxis nach, die im Rilke-Buch so beschrieben ist: »Verstehen läßt sich das partikulare Gedicht [...], weil es sich selbst konstruiert und insofern über sich nachdenkt. Nicht explizite Äußerungen des Texts über sich selbst sind zunächst gemeint, sondern eine Rationalität der poetischen Aktivität [...]. Die Rationalität ist [...] eng mit der Notwendigkeit in der poetischen Arbeit verbunden. So trifft die Aktivität des Interpreten auf eine verbindliche reflexive Aktivität des Texts.« (Rilke, 37)

Die reflexive Struktur des Gedichts verweist auf eine Subjektivität, die nicht das Gedicht selbst ist, sondern eine Möglichkeitsbedingung des Gedichts, wie der Eingangssatz zum Rilke-Buch es klar ausführt. Der Leser kann voraussetzen, dass die Elemente des Gedichts in einer bestimmten Ordnung gesetzt sind, die die Subjektivität, auf der Grundlage der allgemeinen Sprache, wie sie zu einem bestimmten Zeitpunkt sich gibt, als einzigartigen Gebilde ermöglicht. Anders gesagt, handelt es sich nicht um eine *autopoiesis*, sondern um das dichterische Schaffen, das an das Ereignis seines Geschriebenseins gebunden ist. Die Reflexivität des Gedichts übertrifft jedoch die *intentio auctoris*, gemäß der Vorstellung der großen Mehrheit der Interpreten. Keinesfalls soll die legitime Interpretation eines Texts darauf reduziert werden, was sein Autor (hier psychologisch genommen) im Sinn gehabt hätte, als er schrieb. Wir stehen einem Überfluss von Sinn gegenüber, der sich der poetischen Sprache und unserer Aufmerksamkeit darauf im Laufe der intensiven Lektüre verdankt. Die Form schafft den Zwang, aber enthält nichts sinnhaft Ausdrückliches. Daher führt es ohne Zweifel zu weit, von einer impliziten »Rationalität« eines Gedichts zu sprechen, wenn man darunter dessen *Sinn* meint. Dagegen enthält die poetische Aktivität eine

Rationalität oder eine »Logik«, wenn man mit Adorno und Szondi spricht.¹⁰ Aber der Text selbst entbehrt jeglicher eigenen Tätigkeit, da er lediglich die Oberfläche des Kontakts zwischen der Subjektivität des Lesers und der poetischen Subjektivität sei, die ihrerseits nur indirekt, durch Konjektur zugänglich ist. Für Christoph König existiert die Subjektivität in eins mit der (philosophisch zu durchdringenden) Oberfläche. Von einer »Rationalität« des Gedichts selbst zu sprechen, ja von einem Zwang, der die Lektüre leitet, ist berechtigt soweit dieser sich aus den Vermittlungen der hypothetischen Rekomposition eines Prinzips »Subjektivität«, das im Gedicht angenommen wird. Diese verweist zum Teil auf eine unbestrittene Reflexion, auf eine schöpferische Subjektivität (als den Fokus aller Eingriffe), und zum Teil auf die Strukturierung der Sprache selbst, auf die Materialität des Gedichts, deren Hilfeleistungen prinzipiell die Wirkungen des expliziten Sinns überschreiten. Dieser Überschuss hat nichts Mystisches, sondern ist der Bedingung des Geschriebenen (der Schriftlichkeit überhaupt) geschuldet, das per definitionem dekontextualisierbar ist.

Christoph König schränkt den Anspruch einer Rede von der Reflexivität des Gedichts ein, indem er nachdrücklich zwischen dem *Sinn* und der *Arbeit am Sinn*¹¹ unterscheidet; ist das Explizite dem Sinn verwandt, so die »Arbeit am Sinn« eine Vernunft der vielen im Material fassbaren Entscheidungen, gemäß derer die (in diesem Sinn bescheidene) »Rationalität« des Gedichts entsteht. Sie hält sich an jene geordnete Materialität und ist damit die Bedingung einer offenen Auseinandersetzung, die mehr ist als die ständige Reaktualisierung eines einmal gegebenen Sinns. Wenn also die Formel von der *scriptura interpretis sui* herangezogen wird, die in der zitierten Passage nochmals auftaucht, dann darf man sie

¹⁰ Eine »Logik des Produziertseins« nach der kryptischen Formel von Adorno, die von Szondi in einem entscheidenden Moment in seinem Traktatus Über philologische Erkenntnis aufgenommen wird, ohne dass er die Formel eigentlich analysiert. Vgl. den Interpretationsversuch von Denis Thouard, « Die Dialektik in der Hermeneutik. Szondi, Adorno », in: Germán Garrido et Linda Maeding (Hgg.), *Peter Szondi. Stellungnahmen zur literarischen Hermeneutik*, Bielefeld, AISTHESIS Verlag, 2022, S. 29-47.

¹¹ Er beruft sich hierbei auf Pierre Judet de La Combe und seinen Begriff des « travail sur le sens ».

nicht als *autopoiesis*¹² verstehen, sondern als eine reflexive problematische Struktur, die zugleich geschlossen und offen ist, und die vom Paradox des Geschriebenen zeugt. In der Tat enthält ein Werk notwendig die Regeln seiner Entzifferung,¹³ aber es trachtet mit nicht geringerer Notwendigkeit danach, mit neuen Bedeutungen ausgestattet zu werden, was aber für Christoph König nicht mehr der Aufgabe des kritischen Philologen entsprechen würde.

(5) Zweite Autorschaft

Aufgrund der hier erinnerten Positionen kann die Privilegierung des Konzepts einer »Zweiten Autorschaft« einen entscheidenden Platz in der Redefinition einer kritischen Philologie beanspruchen. Das Konzept wird zum Motto bei seinem *Nietzsche*.

Unter Berufung auf die Idee Hegels, dass die Kunst für uns etwas Vergangenes ist, verortet der Literaturwissenschaftler seinen Begriff der »Zweiten Autorschaft« bei einer Reflexivität, die von der Trennung vom Unmittelbaren geprägt ist. Ein Bruch hat stattgefunden, der zweimal als »Wunde« bezeichnet wird. Dem liegt die Hypothese zugrunde, dass die Trennung zwischen Dichtung und Wissenschaft (eine Trennung, die in bestimmter Hinsicht die zwischen Antike und Moderne verdoppelt) eine Kluft geschaffen hat, die eine sekundäre Kreativität formt, hervorgegangen aus der Reflexion. Wir lesen: »Es gehört zum Wesenskern der deutschen Literatur von Goethe bis heute, dass die Werke in einer sekundären, paraphilologischen Produktivität entstehen, in einer zweiten Freiheit, die in der ›Betrachtung‹ (wie Hegel sagt) früherer Werke möglich wird.« (Nietzsche, 9) Die Besonderheit der Bedingungen poetischer Kreativität, die aus

¹² Ich verweise auf meine Betrachtung des "Textus *interpres sui*" in dem Artikel "Expliquer un texte par lui-même", Chr. Berner, D. Thouard (Hgg.), *L'interprétation, Un dictionnaire philosophique*, Paris, Vrin, 2015, S. 181-185.

¹³ Das kann vom einfachen grammatischen Zwang oder sogar vom Zwang eines graphischen Codes, fasst man die Entzifferung in einem materialen Sinn auf, bis zur Individualisierung einer ästhetischen Norm reichen, sofern das Geschriebene reich genug ist, um die Rekonstruktion einer solchen Norm ins Auge fassen zu lassen. Das wäre nahe dem, was Friedrich Schlegel die »Idee des Werks« nennt.

dieser Lage hervorgeht, besteht darin, dass die Dichter selbst auf philologische Praktiken zurückgreifen und sie sich aneignen.

Zugleich besagt der Rückgriff auf den »Zweiten Autor« auch noch etwas Anderes: Dass nämlich die kritische Arbeit eine besondere Beachtung der Kreativität des interpretierten Werks voraussetzt, und dass sie daran auf die eine oder andere Art partizipiert. Daher gälte das kritische Bewusstsein, das von aller Schreibearbeit bestätigt wird, als Bedingung einer erneuten Produktivität, einer zweiten, gelehrten und gleichwohl völlig poetischen Produktivität, zu deren Beispielen der *Zweite Faust*, die Dichtung Celans, oder eben *Also sprach Zarathustra* gehören.

Die Sekundarität, die die Kategorie der Subjektivität des Gedichts einführt, ist das Kennzeichen einer philologischen Kritik, die ebenso über ihren Gegenstand wie über ihre eigenen Konstruktionen nachdenkt. Wie sich diese Methode zum Skeptizismus und zum Pragmatismus stellt, lohnt genauer erkundet zu werden. Die Stärke des kritischen Anspruchs besteht genau darin, dem Skeptizismus zu entgehen. Christoph König setzt dagegen die Erkenntniskritik – die Erforschung der Bedingungen der Möglichkeit der Lektüre (er verwendet dafür auch, ungewöhnlicherweise, das Wort ›Skepsis‹ in der philosophischen Tradition von James Conant). Wurden die letzten Jahrzehnte nicht überschwemmt von einer »hermeneutischen« Inflation, die die unendliche Berechtigung von Interpretationen fordert, den Relativismus, ja den Skeptizismus hinsichtlich des Anspruchs auf eine gültige Interpretation? Haben uns die Jahre der »Dekonstruktion« nicht vor den Grenzen dieses Anspruchs gewarnt? Bemüht sich eine »kritische« Hermeneutik nicht darum, »Sinn wider Sinn«¹⁴ auszuspielen, indem sie sich vor dem fälschlich sich als liberal verstehenden Pluralismus hütet? Hinsichtlich des Pragmatismus verweist die kritische Hermeneutik auf eine andere Handlung als die »Praxis«: Das normative Ziel einer Ethik setzt einen bestimmten Begriff im

¹⁴ Jean Bollack, *Sinn wider Sinn. Wie liest man? Gespräch mit Patrick Llored*. Üb. R. Schlesier, Göttingen, Wallstein, 2003.

Sinne Kants dessen voraus, was »in Freiheit möglich« sei – diese Bedeutung passt schlecht zum »Pragmatismus«. Die hier vorgeschlagene Erweiterung der Philologie als singuläre Praxis von Texten gibt den Sehepunkt für eine mögliche Verbindung.

Wir haben versucht, den Begriff der Philologie von der Praxis und den Schriften von Christoph König zu rekonstruieren, um die einzigartigen Konturen seiner Reflexion zu profilieren. Das Motiv der Sekundarität privilegiert die *kritische* Kraft der Entzweiung und der Gegenüberstellung, kraft derer der Interpret sich auf das Werk einlässt und dessen Zusammenhalt rekonstruiert. Die *Praxis* der Texte ist die einzigartige Aktivität des Verstehens, die trennt. Und die kritische Absicht verweist auf eine *ästhetische* und womöglich auch *ethische* Norm, die dem Verfahren eine Richtung gibt und dazu beiträgt, den Gegenstand zu wählen. Die »pragmatische« Dimension lässt sich wohl nur in diesen Komplex einbauen, insofern sie als Kraft poetischer Imagination aufgefasst wird, die aus jeder Anleihe eine Neuschöpfung macht, aus jedem Philologen einen Dichter. Wäre der zweite Autor nicht der Philologe?